

**Zur 4. Kunsthistorikerinnen-Tagung in
Berlin-West vom 21. - 25. September 1988**

Vier Themenbereiche wurden an der Kunsthistorikerinnen-Tagung in Berlin zur Diskussion gestellt:

- Spiegelungen oder: Identifikationsmuster patriarchaler Kunstgeschichte
- Mäzenatin – Muse – Museumspädagogin: Kunstförderung und -vermittlung als Frauenarbeit
- »Männliche« und »weibliche« Künste? Geschlechterverhältnisse in Kunstgattungen und Medien
- Zur ästhetischen Organisation von Macht – Sexualität – Gewalt in bildlichen Darstellungen

Die Thesen der einzelnen Sektionen und Referate sind im Reader nachzulesen. Es scheint mir nicht sinnvoll, dies zusammenfassend zu wiederholen. Ich beschränke mich im folgenden auf einige Bemerkungen zur Tagungsstruktur und zum ersten Themen-Schwerpunkt. Diese Sektion erscheint mir auf Grund des prinzipiellen Charakters ihrer Thematik von besonderer Bedeutung.

Bei der ersten Tagung 1982 in Marburg kamen etwas über 100 Kunsthistorikerinnen zusammen, in Wien 1986 bereits zwischen 400-500; in Berlin aber waren wir 800. Dies ist ein großer Erfolg; eindrücklich zeigt sich das Bedürfnis an einer feministisch orientierten Kunstwissenschaft. Aus einem kleinen Kreis von Interessierten ist eine Bewegung geworden, die auch nach außen wirkt, was u.a. die Eröffnungsreden von Carola von Braun, Frauenbeauftragte des Berliner Senats, des Präsidenten der HdK und des Vizepräsidenten der TU bzw. die Resonanz in Rundfunk und Presse bezeugen. Diese erfreuliche Entwicklung hat allerdings auch eine Kehrseite, die vielfach beklagt worden ist. Die intime Atmosphäre, das intensive Gesprächsklima ist einem offizielleren Kongressklima gewichen. Dies ist ein Widerspruch, der, wie die Vorbereitungsgruppe wohl zu Recht betonte, nicht aufgehoben, sondern nur ansatzweise durch die Durchführung kleinerer Tagungen zu spezifischen Themen parallel zu den großen Kongressen angegangen werden kann. Bei der Wiener Tagung wurde kritisiert, daß zu wenig

Möglichkeit zur Diskussion in kleinen Gruppen gegeben war. In Berlin wurden nun jeweils nach den Plenarvorträgen am Vormittag drei bis vier Arbeitsgruppen eingerichtet, wo vor allem jüngeren Kolleginnen die Möglichkeit gegeben wurde, ihre Arbeiten in Kurzreferaten vorzustellen und zudem zum jeweiligen Themenschwerpunkt gründlicher diskutiert werden sollte. Letzteres war jedoch kaum möglich, da die Sektionen eine Eigendynamik entwickelten, wo über zu viele, teilweise sehr heterogene Arbeiten referiert wurde, die kaum mehr unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt behandelt werden konnten. Ich könnte mir vorstellen, daß bei der nächsten Tagung die Grundstruktur: Plenarvorträge am Vormittag, kleinere Arbeitsgruppen am Nachmittag belassen wird, aber mit folgenden Änderungen: weniger Vorträge und viel mehr Zeit zur Diskussion. (Dieses Bedürfnis wurde von vielen Kolleginnen geäußert. Das überfüllte Programm zwang die Moderatorinnen, Diskussionen an ganz spannenden Punkten abzubrechen.) In den Sektionen »Expertinnen«, die sich auf den Themenschwerpunkt des Vormittags vorbereitet haben und die Arbeitsgruppe lediglich mit kurzen Statements und Thesen einleiten. Dies setzt natürlich ein hohes Maß an zusätzlicher Vorbereitung voraus. Dadurch könnte aber auch ein weiteres Problem, das auf der Tagung immer wieder angesprochen wurde, angegangen werden: eine explizitere Methodendiskussion, die das Erkenntnisinteresse, die ideologischen Implikationen und politischen Zielvorstellungen stärker ins Zentrum rückt. Insbesondere bei der Diskussions-Veranstaltung am Freitag, die Ursula Hilberath und Sabina Leßmann mit einer Kritik an »Patriarchalen Denkmustern in der feministischen Kunstgeschichte als heimliche Konsequenz weiblicher Sozialisation« einleiteten, wurde das Bedürfnis artikuliert, feministische Kunstwissenschaft als gesellschaftsverändernde Kraft zu verstehen und den Zusammenhang zur Frauenbewegung nicht zu verlieren. So richtig es ist, die Forderung nach der gesellschaftlichen Relevanz unserer Wissenschaft zu stellen, so gefährlich schien mir der Wunsch nach einheitlichen Standortbestimmungen. Unsere politischen Standpunkte, unsere methodischen Herangehensweisen sind unterschied-

lich. Dies gilt es auszuhalten und auszutragen, im Sinne von Susanne von Falkenhausen, die sich für eine »Kultur des Streitens« gegen ein »Harmoniebedürfnis« aussprach.

Nachdem in Wien erstmals Kolleginnen aus der DDR einbezogen waren, haben die Berlinerinnen die Tagung weiter internationalisiert, was notwendig und produktiv war. Die Kolleginnen vor allem aus dem englischen Sprachraum, wo die feministisch orientierte Kunstgeschichte ja auch schon viel früher entwickelt worden ist, trugen wesentlich zu einer differenzierteren Sichtweise bei. Erfreulicherweise beteiligten sich auch über den Kreis der Referentinnen hinaus mehrere Kolleginnen aus nicht deutschsprachigen Ländern, aus Frankreich, Holland, Dänemark, Schweden u.a.

Inhaltlich zeichnete sich eine weitere Differenzierung im methodischen Herangehen ab. Im Mittelpunkt der Diskussion stand die Dekonstruktion patriarchaler Diskurse. Diskurse über Kunst, den Künstler, die Hierarchie der Medien. Thematisiert wurden also weniger Werke der bildenden Kunst, als die Diskurse über sie. Für uns Kunsthistorikerinnen ist dies ungewohnt und so wurde denn auch immer wieder der Ruf nach den Bildern laut. M.E. ist die Diskussion über die Diskurse und deren patriarchale Muster (die wir ja größtenteils internationalisiert haben) notwendig. Allerdings meine ich, daß wir uns über die eigene ideologische Position, über die politischen Implikationen dieser weitgehend vom Poststrukturalismus beeinflussten Herangehensweise klarer werden müssen. (Auch als Fragende, als »Dekonstruierende«, stehe ich auf einer ideologischen Position.) Bei manchen Referaten hatte ich den Eindruck, daß implizit vorausgesetzt wird, daß über ein Kunstwerk ohnehin nichts ausgesagt werden kann, geschweige denn über die gesellschaftliche Realität, in der es entstanden ist. Lediglich die unterschiedlichen Diskurse über das Werk lassen sich dekonstruieren. M.E. führt hier nur eine dialektische Konzeption weiter, die von der widersprüchlichen Spannung zwischen historischer und individueller Bedingtheit und tendenzieller Erkenntnismöglichkeit ausgeht.

Am ersten Tag wurde zum Themenschwerpunkt »Spiegelungen oder: Identifikationsmuster

patriarchaler Kunstgeschichte“ referiert. Bereits bei der Planung dieser Sektion seitens der Vorbereitungsgruppe (siehe Reader, S. 18f.) zeigt sich die qualitative Weiterentwicklung feministischer Kunstwissenschaft in den letzten Jahren. Es geht nicht mehr darum, den »männlichen Helden« der Kunstgeschichte ihre weiblichen Entsprechungen beizufügen, bloß vergessene, verdrängte Künstlerinnen in die Kunstgeschichte zu integrieren oder aber – was auf der Züricher Tagung 1984 noch herumgeisterte – matriachale Strukturen, eine genuin »weibliche Ästhetik«, auszuforschen. Daß letzteres patriarchale, biologistische Deutungsmuster reproduziert statt das historisch Gemachte der Geschlechterdifferenz offenzulegen, ist bereits auf der letzten Tagung in Wien deutlich geworden. Nun aber wurde daran gegangen, die patriarchale Struktur der Konzeption des Künstlers bloßzulegen. Dies scheint mir in zweifacher Hinsicht weiterführend. Die marxistische Kunstwissenschaft hat bereits den Geniekult mit all seinen Implikationen als bürgerliche Ideologie aufgedeckt. Allerdings hat sie dabei die Verflechtung mit patriarchalen Mustern »übersehen«. Auch bei marxistischen Theoretikern hat die historische Analyse, das Wissen, daß alle Phänomene sozial, gesellschaftlich geworden sind, bei der Geschlechterdifferenz oft ein Ende. Umgekehrt haben sich feministische Wissenschaftlerinnen ursprünglich vorwiegend mit der Entstehung der Weiblichkeitsmuster beschäftigt und somit (ungewollt) »Maskulinität« als das Gegebene, wovon sich das Weibliche immer als das Andere abhebt, unhinterfragt stehen gelassen.

Irit Rogoff untersuchte in ihrem Beitrag »Public Self-Configurations of Masculinity and Authority in German Modernism« eben diese Konfiguration von Maskulinität vor allem in Selbstdarstellungen von Künstlern der deutschen Moderne (Liebermann, Corinth u.a.). Sie zeigte, daß sogar dort, wo sich der Künstler selbst als Außenseiter der Gesellschaft, als sozial marginal empfindet, er sich dennoch vor der mit Natur oder domestizierter Kultur identifizierten Frau als geschlechtliche Autorität abhebt. Auch als Anti-Held bleibt der männliche Künstler immer noch ein Held.

Anne-S. Domm-Maurer entlarvte den immer noch betriebenen Mareés-Mythos, der im wesentlichen die Interpretationen Julius Meier-Graefes weiterführt, als extreme Inkarnation dieser Künstler-Helden Ideologie. So einleuchtend ihre Ausführungen waren, so leicht ist es, sich von dieser extremen Position kritisch zu distanzieren. Weiterführender wäre es, Texte marxistischer Kunsthistoriker zu untersuchen, mit der Frage, ob oder inwiefern sie trotz ihrer Kritik an der bürgerlich-idealistischen Künstler-Konzeption an gewissen patriarchalen Mustern weiterschreiben.

In dem Beitrag von Silke Wenk »Pygmalions moderne Wahlverwandtschaften oder: die Rekonstruktion des modernen Schöpfer-Mythos in der nachfaschistischen Kunstgeschichtsschreibung« wurde erschreckend deutlich, wie die Struktur des Künstler-Mythos trotz behaupteter Brüche (als Abhebung vom Faschismus) weitertradiert und, über den Diskurs zur »reinen Form«, in das Bild des scheiternden bzw. tragisch-einsamen Helden umgeformt wurde.

Alexandra Pätzolderläuterte in ihren Ausführungen »Zur Idealisierung des Subjektentwurfs Mann in der bürgerlichen Geistesgeschichte und deren Folgen für die Kunstgeschichte: am Beispiel der ›Goldenen Zeitalter‹ von Hans von Mareés« die Festschreibung der Dichotomie von Arbeit und Sexualität, Geist und Körper, Kultur und Natur, Vernunft und Gefühl. Der Bereich der Emotionalität werde dabei aus dem wissenschaftlichen Diskurs ausgegrenzt, gleichzeitig mit dem Weiblichen assoziiert. Für die Kunstwissenschaft gelte es, die Kategorie des Emotionalen als historische Größe wieder erfaßbar zu machen.

In einem erweiterten Sinn gehörte auch der Vortrag von Griselda Pollock »Modernity and the Spaces of Femininity« in den Zusammenhang dieser ersten Sektion. Pollock versuchte durch eine Verbindung marxistischer und strukturalistischer Methoden die Geschlechterdifferenz an Bildern von Künstlern und Künstlerinnen des Impressionismus festzumachen. Als Inkarnation des damaligen Künstler-Typus wurde der Flaneur-Voyeur gezeichnet, dessen distanzierendem Blick sich die Großstadt mit ihren öffentlichen und privaten Räumen darbot. Räume, z.B.

Bordelle, wo die bürgerliche Frau und damit die Künstlerin gar nicht erst hinkam, wo dem bürgerlichen Manne aber die Frauen aus der Arbeiterklasse und die Prostituierten zur Verfügung standen. Aus dieser sozialen Situation folgte Pollock eine geschlechtsspezifische Qualität des Blicks und daraus resultierend eine unterschiedliche Raumstruktur im Bild. Die Bilder von Berthe Morisot und Mary Cassat unterscheiden sich demnach nicht nur durch die Wahl des Sujets (Bevorzugung des privaten Raums, Garten oder bestenfalls Theater) von denen ihrer männlichen Kollegen, sondern auch durch die Struktur des abgebildeten Raums, die durch größere Nähe, das Fehlen des distanzierenden Blicks charakterisiert wurde. Ich fand es sehr spannend, die Geschlechterdifferenz nun nicht an der Art der Darstellung von Mann und Frau oder deren Beziehung festzumachen, sondern tatsächlich in der ästhetischen Struktur selbst. Gleichzeitig wurde mir etwas unbehaglich

zumute und ich fragte mich, ob sich hier nicht wieder Theorien über eine weibliche Ästhetik einschleichen, auch wenn deren Ursache in der konkreten historischen und sozialen Situation und keinesfalls in irgendwelchen genuinen Geschlechtscharakteren festgemacht wurden. Ich meine, das Material müßte nach diesen Fragen genauer durchgesehen werden.

Die Bedeutung einer feministischen Kunstwissenschaft, ihre innovativen methodischen Ansätze sind eindrucksvoll dokumentiert worden. Zur weiteren Entwicklung sind die Tagungen notwendig; die Frauensektion im UV hat dankenswerter Weise die Koordination mit den Kolleginnen aus Hamburg bzw. Bonn/Köln übernommen, die über die Planung der 5. Kunsthistorikerinnen-Tagung reflektieren wollen.

Der Berliner Vorbereitungs-Gruppe sei hier nochmals für ihre ausgezeichnete Planung und intensive Arbeit auf das herzlichste gedankt.